



Essays

Nonfiction

1924-12-28

Altösterreichische Silhouetten

Blanche Kübeck

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19241228&seite=22&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Kübeck, Blanche, "Altösterreichische Silhouetten" (1924). *Essays*. 579.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/579

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Altösterreichische Silhouetten.

Von **Blanche Kübeck.**

Herbsttage auf einem alten mährischen Herrensitz, satte Farben schimmern, silberne Fäden wehen durch die Luft. Vor mir liegt ein Buch in verblichenes Violett gebunden, darauf, umfungen von zartem Rokokogeschnörkel, in schönen goldenen Antiquabuchstaben zu lesen ist: „François *Gonords* Silhouetten aus dem Jahre 1781“.¹ Verschollener Duft steigt aus den bildnisgeschmückten Seiten auf, zugleich aber ein längst Vertrautes, immer Wiederkehrendes in der stetigen Wiederholung des Lebens. . . Damals, um Urväterzeit, prangten Silhouetten allüberall, prangten an Wänden, auf Tellern und Tassen, Edelsteinen und Elfenbein, in blauen Lazuren auf Tabatierendeckeln und im Golde schwimmend auf den Böden der Mildnergläser, durch Lavaters „*Physiognomische Fragmente*“, insbesondere in Wien zu einer fieberhaft betriebenen Modesache geworden. Diese von Viktor *Klarwill* fesselnd beschriebenen Scherenschnitte des Franzosen Gonord versetzten uns in das Wiener Highlife von Anno 1781 mit seinem bezeichnenden Nationalitätengemisch, in eine illustre Gesellschaft von festlichem, aristokratischen Glanze. Hinter jedem dieser Vornehmen, so fühlen wir mit leisen Schauern, steht seine Schicksalsgeschichte, sein Roman, den so nur er gelebt, so nur er leben konnte.

Demokratisches Streben, sich bekundend in der Wohlfeilheit der schwarzen Bildchen, geht bei der Silhouette Hand in Hand mit einem ausgesprochen veristischen Zug. Während Miniatur, Oelbild oder Kupferstich alle Köpfe ins Flachsöne hinüberzuspielen suchten, gab der allerdings Falten und Runzeln gnädig verschweigende Schattenriß jede kleinste Aufhöckerung der Haut, jede geringste Abweichung von der reinen Profillinie schonungslos preis. Ja, so haben sie wirklich ausgesehen, Wenzel Kaunitz mit dem übertrieben langen Geruchsorgan, Josef II. mit dem leicht zurückfliehenden Kinn des Ideologen, Laudon mit dem pedantisch strengen Prosoßengesicht, Aloysia Webers temperamentvolles Köpfchen und die „tragische Muse“ Katharine Jacquet, die auf dem Gemälde in der Ehrengalerie des Burgtheaters wie Melpomene selbst erscheint.

Damen des Hochadels sieht man in phantasievollen Haartouren mit Adlernasen und hohen Stirnen, welche manche erlauchte Nachfahrin von heute als eine Revenant erscheinen lassen. Wir alle sind mit unsichtbaren mystischen Fäden an die Vergangenheit geknüpft, wir alle sind bloß Revenants, erkennt man. . . . Kapriziöse Prinzeßchen, nur in einer Wolke von Spitzen zu denken, cäsarisch geprägte, rassige Aristokratenköpfe, hinübergemildert ins liebenswürdig Oesterreichische, gleiten vorüber, pikante Züge, voll Esprit und Witz, Diplomatengesichter, Staatsbeamte, Marschälle, Priester, finstere und kluge, die meisten mehr weltlich als fromm. Bedeutsame Schauspielerphysiognomien gesellen sich dem Geisterreigen, Maler, Dichter, hingegebene Schwärmer, die festgefügt Züge von Kaufherren und Bankiers, Aerzten, Naturforschen und Juristen. Den Leibarzt Josefs II., Quarin, erblicken wir, welcher die Pläne zum Wiener Allgemeinen Krankenhaus entwarf, der typische Medikus des *Ancien régime*, und das einzige existierende Bildnis des berühmten Staatsrechtslehrers Ignaz de Luca. Damals stiegen die Eskeles und Pereira, die Arnstein und die Wetzlar empor. Fast alle bis an den Thron hinauf sind mit Ausnahme der Geistlichkeit Freimaurer oder Illuminaten, weil Mitglied oder gar Gründer einer „Loge“ zu sein, im Aufklärungszeitalter zum guten Ton gehörte. Natürlich zählte auch dazu die unumschränkte Herrschaft

¹ François *Gonords* Silhouetten aus dem Jahre 1781. Unbekannte Bildnisse aus alter Zeit, beschrieben von Viktor *Klarwill* Nikola-Verlag. Wien, Berlin, Leipzig, München.

französischer Sitte und Sprache, und eine der hier abgebildeten Damen des Hochadels durfte sich allen Ernstes berühmen, Zeit ihres Lebens weder ein deutsches Wort je gesprochen noch geschrieben zu haben.

Feinschmeckerische Münden bemerkt man, nicht zu verwundern in der Phäakenstadt, allwo der Spieß sich ewig drehte und, wie Friedrich Nicolai berichtet, die meisten nach dem vierzigsten Lebensjahre an Ueberfüllung gestorben. Vielleicht wäre es nicht ohne Reiz, auf Form und Wurf der Zöpfe eine Psychologie ihrer Träger aufzubauen. Zuletzt steht man immer wieder tastend und ratend vor diesen rätselvollen Schattenbildnissen, denen das Auge, dieser sprechendste Spiegel der Seele, fehlt, die uns ihr letztes Geheimnis nicht verraten wollen.

Da fesselt auf dem einen Blatte das Coppeluis-Antlitz eines Gelehrten, eines jener merkwürdigen Gesichter, wie sie nur das achtzehnte Jahrhundert schuf, auf einem anderen lesen wir neben dem derben Profil eines Buffonen den Namen des Conte Durazzo, späteren Spektakel- und Hofkammermusikdirektors, der, mit einer Gräfin Weißenwolf, der schönsten Frau Wiens, vermählt, in Venedig ein erlesenes Haus von fürstlichen Glanze führte. Casanova geistert durch das Buch in dem vorlauten Lakaiengesicht seines Dieners Gaetano Costa, Abenteurers, Dieben und Poeten. Nachdem er zu Paris mit dem gesamten Besitze seines Herrn an Diamanten, Uhren, Tabakdosen, Wäsche, gestickten Kleidern, nebst hundert einer Dame zugehenden Louisdor, verschwunden war und Casanova ihn nach Jahren auf der Straße in Wien erkannt und handgreiflich zur Rede gestellt, schoß er aus dem Hinterhalt eines durch Casanova scharfbewachten Grabenkafeehauses, in das er geflüchtet, folgende, auf einen Zettel gekritzelte Verszeilen auf seinen früheren Herrn und Gönner ab:

Casanova sei zufrieden doch!
Nur was du raubtest, stahl ich.
Du Meister zwar, ich Schüler noch. . .

Die kühne Schlagfertigkeit des Geistes, seinem eigenen Wesen verwandt, imponierte Casanova dermaßen, daß er Costa zu sich heranwinkte und Herr und Diener in schönster Eintracht, als wäre nichts geschehen, miteinander weiter gingen. Dieses hübsche Histörchen erzählt Lorenzo da Ponte, Mozarts Librettist, den Costa in etlichen Pamphleten besungen.

Auch der populäre Neger Angelo Soliman ist hier dauernd verewigt worden. Als Knabe war er in die Dienste des Fürsten Johann Lobkowitz getreten; später diente er dem Hofmarschall Josef Wenzel Fürsten von Liechtenstein und nach dessen Tode ward Soliman Haushofmeister des regierenden Fürsten Franz Josef von Liechtenstein. Er war Mitglied der Loge „zur Wahren Eintracht“. Noch im Grabe sollte jedoch dieser vornehme Sohn Aethiopiens keine Ruhe finden. Seine ausgestopfte Haut wurde im Naturalienkabinett der Schaulust preisgegeben; dann gelangte sie zur Aufbewahrung auf den Dachboden der Hofburg, wo sie Anno 1848 in der Revolution verbrannte.

Als einzige dreispitzgekröntes erscheint das feine Profil des Grafen Franz Thun. Im scheinbaren Widerspruch mit sich selbst war er Rosenkreuzer, Freimaurer, überzeugter Mystiker und Wunderdoktor. Allerdings nur im scheinbaren Widerspruche, denn die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war selbst nur eine andere Form von Romantik. In seinem gastfreien Hause weilte Mozart anlässlich der Aufführung von „Figaros Hochzeit“ in Prag. Die drei bildhübschen Töchter des Grafen sehen wir als unzertrennliche Schwestern auf einem Blatte vereinigt.

Es ist das Wien des Prince de Ligne und Franz Gräffers, das in diesen dunkeln Umrissen lebt und atmet, das Wien der Spieluhren und Döschen, schon angeweht von einem herberen Lufthauch aus Paris, sich spiegelnd in manchem seltsam ernsten Gesichte, ist das Oesterreich Josefs II. in all seinen bunten Gegensätzen und Widersprüchen, mit seinen musikfrohen Grandseigneurs, seinen Glücksrittern und Abenteurern, seiner schöngestigen Hautefinance, von denen unzählige Geistesfäden zu Mozart und Beethoven führen oder in das ganz alte Burgtheater zu den Lange und Korn, den Stephanies und Jacquets.

Das markante Profil des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich, Kurfürsten von Köln, findet sich in diesen Blättern, der, durch seinen Musikdirektor und Hoforganisten Franz Neefe auf die hohe Begabung des Knaben Beethoven aufmerksam gemacht, diesen, dreizehnjährig, zum zweiten Hoforganisten und Bratschisten um kurfürstlichen Orchester ernannte. Der Erzherzog selbst spielte die Bratsche, liebte es, bei schwacher Violinbegleitung auf dem Klavier zu phantasieren, sang Arien und war ein fertiger Partiturenleser. Und Christian Philipp Graf Clam-Gallas taucht auf, der als flammender Musikenthusiast auch dem mit Mozart engbefreundeten Musikehepaar Duschek nahestand. Gerüchte wollten wissen, daß das Ehepaar den Besitz des Weingutes Bertramka bei Prag der Großmutter des Grafen verdankte, denn, wie Leopold Mozart, Wolfgang's Vater, darüber seiner Tochter schrieb, die Duscheck habe einen Grafen Clamen, einen schönen, freundlichen Mann ohne Kavaliertstolz zum erklärten Amanten, „der ihr die ganze Equipage unterhält.“ Uns interessiert dabei am meisten, daß auf der Bertramka Mozart letzte Hand an den „Don Juan“ gelegt haben soll. Wir gedenken dabei Mörikes sonnenhafter Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, da der Meister im gastlichen Grafenschloß bei schimmernden Kerzen am Klavier den von ihm geschilderten Hergang der Vollendung seiner Oper durch die schauervollen Klänge der Schlußszenen illustriert. Und auch seiner Erzählung an der festlichen Tafel gedenken wir, von dem wundersamen Spiel mit den goldenen Apfelsinenbällen im Golf zu Neapel, darin alle Grazien Mozartscher Weisen und wohl auch etwas vom Geiste des Jahrhunderts selbst in einem Gleichnis von hellenischer Schönheit eingefangen. Abgesehen von der großen Historie, sind diese Schattenrisse für uns auch darum besonders wertvoll, weil sie ganz neue Bildnisse aus den Kreisen Goethes, Mozarts und Beethovens bringen.

In der Einleitung wird die Entwicklung der Silhouette von der pompejanischen Vase und den *Hombres chinois* über Gonord und Löschenkohl bis zu Konewka und den unvergleichlichen Schattenspielen Rivières im Pariser *Chat noir* reizvoll entrollt. Von denkwürdig Altösterreichischem ist die Rede, so von den grellbemalten naivraffinierten Bilderbogen Löschenkohls und von verwehten Schwind-Silhouetten auf den Wiener Bilderbogen Trensenskys oder wie man sich ihrer aus den ältesten Jahrgängen der „Münchner Fliegenden“ entsinnt. Auch die Charakterfigur des sparsamen französischen Finanzministers Monsieur de Silhouette huscht vorbei, der nichtsahnend dem Schattenriß seinen Namen gab. Mit bescheidenem Humor, nur andeutend, streift Klarwill den Roman, welcher mit der unsäglich mühevollen Aufspürung des noch heute geheimnisumwobenen Buches verknüpft war, der – eine Art von modernisiertem Gegenstück zu C. F. Meyers anmutiger Gelehrtennovelle „Plautus im Nonnenkloster“ – in einem Katalogzimmer der Wiener Nationalbibliothek begann und in einem entzückenden Biedermeierhaus der Vorstadt endete. Die künstlerische Ausstattung des Buches besorgte in verständnisvoller Anpassung Viktor *Schufinsky*. Wohlvertraut, wie auf alten Kupfern der Wertherzeit, grüßen jene empfindsamen Rötheleinfassungen zu den Silhouetten mit den graziös tändelnden Putti, den Urnen, Musikinstrumenten und Festons. Es wäre zu beklagen, wenn ein Werk wie dieses, von dem Anregungen

auffliegen, wo man es auch ansticht, welches nur mit Mühe vor dem Verschwinden ins Ausland bewahrt wurde, zum zweitenmale „entdeckt“ werden müßte.

Altösterreichische Silhouetten.

Von **Blanche Kübeck.**

Herbsttage auf einem alten mährischen Herrensitze, satts Farben schimmern, silberne Fäden wehen durch die Luft. Vor mir liegt ein Buch in verblichenes Violett gebunden, darauf, umfungen von zartem Kokokogeschwürkel, in schönen goldenen Antiquabuchstaben zu lesen ist: „François Gonorde's Silhouetten aus dem Jahre 1781“*). Verschollener Duft steigt aus den bildnisgeschmückten Seiten auf, zugleich aber ein längst Vertrautes, immer Wiederkehrendes in der stetigen Wiederholung des Lebens. . . . Damals, in Urväterzeit, prangten Silhouetten allüberall, prangten an Wänden, auf Tellern und Tassen, Edelsteinen und Elfenbein, in blauen Lazuren auf Tabatierendeckeln und im Golde schwimmend auf den Böden der Mildnergläser, durch Lavaters „Physiognomische Fragmente“, insbesondere in Wien zu einer fieberhaft betriebenen Modesache geworden. Diese von Viktor Klarwill fesselnd beschriebenen Scherenschnitte des Franzosen Gonorde versetzten uns in das Wiener Highlife von Anno 1781 mit seinem bezeichnenden Rationalitätengemisch, in eine illustre Gesellschaft von festlichem, aristokratischem Glanze. Hinter jedem dieser Vornehmen, so fühlen wir mit leisen Schauern, steht seine Schicksalsgeschichte, sein Roman, den so nur er gelebt, so nur er leben konnte.

Demokratisches Streben, sich bekundend in der Wohlfeilheit der schwarzen Bildchen, geht bei der Silhouette Hand in Hand mit einem ausgesprochen veristischen Zug. Während Miniatur, Delbild oder Kupferstich alle Köpfe ins Flachsöne hinüberzuspielen suchten, gab der allerdings Falten und Runzeln gnädig verschweigende Schattentriß jede kleinste Aufhöckerung der Haut, jede geringste Abweichung von der reinen Profilinie schonungslos preis. Ja, so haben sie wirklich ausgesehen, Wenzel Kaunitz mit dem übertrieben langen Geruchsorgan, Josef II. mit dem leicht zurückfliehen-

*) François Gonorde's Silhouetten aus dem Jahre 1781. Unbekannte Bildnisse aus alter Zeit, beschrieben von Viktor Klarwill. Nikola-Verlag. Wien, Berlin, Leipzig, München.

den Sinn des Ideologen, Laundon mit dem pedantisch strengen Profosßengesicht, Aloisia Webers temperamentvolles Köpfchen und die „tragische Muse“ Katharine Jacquet, die auf dem Gemälde in der Ehrengalerie des Burgtheaters wie Melpomene selbst erscheint.

Damen des Hochadels sieht man in phantasievollen Haartouren mit Adlernasen und hohen Stirnen, welche manche erlauchete Nachfahrin von heute als eine Nebenant erscheinen lassen. Wir alle sind mit unsichtbaren mystischen Fäden an die Vergangenheit geknüpft, wir alle sind bloß Nebenants, erkennt man. . . . Kapriziöse Prinzesschen, nur in einer Wolke von Spitzen zu denken, cäsarisch geprägte, rassige Aristokratenköpfe, hinübergemildert ins lebenswürdig Oesterreichische, gleiten vorüber, pikante Züge, voll Esprit und Wig, Diplomaten-gesichter, Staatsbeamte, Marschälle, Priester, finstere und kluge, die meisten mehr weltlich als fromm. Bedeutsame Schauspielersphysiognomien gesellen sich dem Geisterreigen, Maler, Dichter, hingeebene Schwärmer, die festgefügte Züge von Kaufherren und Bankiers, Aerzten, Naturforschern und Juristen. Den Leib- arzt Josefs II., Quarin, erblicken wir, welcher die Pläne zum Wiener Allgemeinen Krankenhaus entwarf, der typische Medikus des Ancien régime, und das einzige existierende Bildnis des berühmten Staatsrechtslehrers Ignaz de Luca. Damals stiegen die Escheles und Pereira, die Arnstein und die Wehlar empor. Fast alle bis an den Thron hinauf sind mit Ausnahme der Geistlichkeit Freimaurer oder Illuminaten, weil Mitglied oder gar Gründer einer „Loge“ zu sein, im Aufklärungszeitalter zum guten Ton gehörte. Natürlich zählte auch dazu die unumschränkte Herrschaft französischer Sitte und Sprache, und eine der hier ab- gebildeten Damen des Hochadels durfte sich allen Ernstes verüßnen, Zeit ihres Lebens weder ein deutsches Wort je gesprochen noch geschrieben zu haben.

Feinschmeckerische Mäuler bemerkt man, nicht zu ver- wundern in der Phäakenstadt, allwo der Spieß sich ewig drehte und, wie Friedrich Nicolai berichtet, die meisten nach dem vierzigsten Lebensjahre an Ueberfüllung gestorben. Viel- leicht wäre es nicht ohne Reiz, auf Form und Wurf der Köpfe eine Psychologie ihrer Träger aufzubauen. Zuletzt steht man immer wieder tastend und ratend vor diesen rätselvollen Schattenbildnissen, denen das Auge, dieser sprechendste Spiegel der Seele, fehlt, die uns ihr letztes Geheimnis nicht verraten wollen.

schließen wollen.

Da fesselt auf dem einen Blatte das Coppelius-Antlitz eines Gelehrten, eines jener merkwürdigen Gesichter, wie sie nur das achtzehnte Jahrhundert schuf, auf einem anderen lesen wir neben dem verben Profil eines Buffonen den Namen des Conte Durazzo, späteren Spektakel- und Hofkammermusikdirektors, der, mit einer Gräfin Weißentwolf, der schönsten Frau Wiens, vermählt, in Venedig ein erlesenes Haus von fürstlichem Glanze führte. Casanova geistert durch das Buch in dem vorlauten Lakaiengesicht seines Dieners Gaetano Costa, Abenteurers, Dieben und Poeten. Nachdem er zu Paris mit dem gesamten Besitze seines Herrn an Diamanten, Uhren, Tabakdosen, Wäsche, gestickten Kleidern, nebst hundert einer Dame zugedachten Louisdor, verschwunden war und Casanova ihn nach Jahren

auf der Straße in Wien erkannt und handgreiflich zur Rede gestellt, schoß er aus dem Hinterhalt eines durch Casanova scharfbewachten Grabenkaffeehauses, in das er geflüchtet, folgende, auf einen Zettel gekritzelte Verszeilen auf seinen früheren Herrn und Gönner ab:

Casanova sei zufrieden doch!

Nur was du raubtest, stahl ich.

Du Meister zwar, ich Schüler noch. . .

Die kühne Schlagfertigkeit des Geistes, seinem eigenen Wesen verwandt, imponierte Casanova dermaßen, daß er Costa zu sich heranzinkte und Herr und Diener in schönster Eintracht, als wäre nichts geschehen, miteinander weiter gingen. Dieses hübsche Hörtüchchen erzählt Lorenzo da Ponte, Mozarts Librettist, den Costa in etlichen Pamphleten besungen.

Auch der populäre Regent Angelo Soliman ist hier dauernd verewigt worden. Als Knabe war er in die Dienste des Fürsten Johann Lobkowitz getreten; später diente er dem Hofmarschall Josef Benzel Fürsten von Liechtenstein und nach dessen Tode ward Soliman Haushofmeister des regierenden Fürsten Franz Josef von Liechtenstein. Er war Mitglied der Loge „zur Wahren Eintracht“. Noch im Grabe sollte jedoch dieser vornehme Sohn Aethiopiens keine Ruhe finden. Seine ausgestopfte Haut wurde im Naturalienkabinett der Schaulust preisgegeben; dann gelangte sie zur Aufbewahrung auf den Dachboden der Hofburg, wo sie Anno 1848 in der Revolution verbrannte.

Als einziges dreispitzgekröntes erscheint das feine Profil des Grafen Franz Thun. Im scheinbaren Widerspruch mit sich selbst war er Rosenkreuzer, Freimaurer, überzeugter Mystiker und Wunderdoktor. Allerdings nur im scheinbaren Widerspruch, denn die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war selbst nur eine andere Form von Romantik. In seinem gastreichen Hause weilte Mozart anlässlich der Aufführung von „Figaros Hochzeit“ in Prag. Die drei bildhübschen Töchter des Grafen sehen wir als unzertrennliche Schwestern auf einem Blatte vereinigt.

Es ist das Wien des Prince de Vigne und Franz Gräffers, das in diesen dunkeln Umrissen lebt und atmet, das Wien der Spieluhren und Töschchen, schon angeweht von einem herberen Lusthauch aus Paris, sich spiegelnd in manchem seltsam ernstem Gesichte, ist das Oesterreich Josefs II. in all seinen bunten Gegensätzen und Widersprüchen, mit seinen musikhrohen Grandseigneurs, seinen Glücksrittern und Abenteurern, seiner schöngeistigen Hautefinance, seinen Kunstverständigen, freisinnigen Kirchenfürsten, von denen unzählige Geistesfäden zu Mozart und Beethoven führen oder in das ganz alte Burgtheater zu den Lange und Storn, den Stephanies und Jacquets.

Das markante Profil des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich, Kurfürsten von Stöln, findet sich in diesen Blättern, der, durch seinen Musikdirektor und Hoforganisten Franz Neefe auf die hohe Begabung des Knaben Beethoven aufmerksam gemacht, diesen, dreizehnjährig, zum zweiten Hoforganisten und Bratschisten im kurfürstlichen Orchester ernannte. Der Erzherzog selbst spielte die Bratsche, liebte

es, bei schwacher Violinbegleitung auf dem Klavier zu phantasieren, sang Arien und war ein fertiger Partiturenleser. Und Christian Philipp Graf Clam-Gallas taucht auf, der als flammender Musikenthusiast auch dem mit Mozart engbefreundeten Musikerehepaar Duschek nahestand. Gerüchte wollten wissen, daß das Ehepaar den Besitz des Weingutes Bertramka bei Prag der Großmutter des Grafen verdankte, denn, wie Leopold Mozart, Wolfgangs Vater, darüber seiner Tochter schrieb, die Duschek habe einen Grafen Clamen, einen schönen, freundlichen Mann ohne Kavaliertolz zum erklärten Amanten, „der ihr die ganze Equipage unterhält.“ Und interessiert dabei am meisten, daß auf der Bertramka Mozart letzte Hand an den „Don Juan“ gelegt haben soll. Wir gedenken dabei Morikes sonnenhafter Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, da der Meister im gastlichen Grafenschloß bei schimmernden Kerzen am Klavier dem von ihm geschilderten Hergang der Vollendung seiner Oper durch die schauerwollen Klänge der Schlussszenen illustriert. Und auch seiner Erzählung an der festlichen Tafel gedenken wir, von dem wunderbaren Spiel mit den goldenen Apfelsinenbällen im Golf zu Neapel, darin alle Grazien Mozartscher Weisen und wohl auch etwas vom Geiste des Jahrhunderts selbst in einem Gleichnis von hellenischer Schönheit eingefangen. Abgesehen von der großen Historie, sind diese Schattenrisse für uns auch darum besonders wertvoll, weil sie ganz neue Bildnisse aus den Kreisen Goethes, Mozarts und Beethovens bringen.

In der Einleitung wird die Entwicklung der Silhouette von der pompejanischen Vase und den Hombres chinois über Bonard und Löschenhohl bis zu Konowka und den unvergleichlichen Schattenspielen Rivières im Pariser Chat noir reizvoll entrollt. Von denkwürdig Altösterreichischem ist die Rede, so von den grellbemalten naiveffinierten Bilderbogen Löschenhohls und von verwehten Schwind-Silhouetten auf den Wiener Bilderbogen Trenzenskys oder wie man sich ihrer aus den ältesten Jahrgängen der „Münchner Fliegenden“ entsinnt. Auch die Charakterfigur des sparsamen französischen Finanzministers Monsieur de Silhouette huscht vorbei, der nichtahnend dem Schattenriß seinen Namen gab. Mit bescheidenem Humor, nur andeutend, streift Klarwill den Roman, welcher mit der unsäglich mühevollen Aufspürung des noch heute geheimnisumwobenen Buches verknüpft war, der — eine Art von modernisiertem Gegenstück zu H. J. Meyers amnütiger Gelehrtennovelle „Plautus im Nonnenkloster“ — in einem Katalogzimmer der Wiener Rationalbibliothek begann und in einem entzückenden Biedermeierhaus der Vorstadt endete. Die künstlerische Ausstattung des Buches besorgte in verständnisvoller Anpassung Viktor Schufjinsky. Wohlvertraut, wie auf alten Kupfern der Wertherzeit, grüßen jene empfindsamen Nothelfereinfassungen zu den Silhouetten mit den grazios tändelnden Putti, den Urnen, Musikinstrumenten und Festons. Es wäre zu beklagen, wenn ein Werk wie dieses, von dem Anregungen aufzuziehen, wo man es auch ansticht, welches nur mit Mühe vor dem Verschwinden ins Ausland bewahrt wurde, zum zweitenmale „entdeckt“ werden müßte.